

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	44 (1968-1969)
Heft:	11
Artikel:	"Centro Svizzero" in Catona : ein faszinierendes Unternehmen
Autor:	Rickenbacher-Steiner, Lilie
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079117

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Centro Svizzero» in faszinierendes Unternehmen

Von Lilie Rickenbacher-Steiner

Aus Sehnsucht nach dem Osten reiste ich in den Süden, in den südlichsten Zipfel von Italien, nach Catona in Kalabrien. Ich wußte, dort würde ich ein Entwicklungsland vorfinden, und ähnlich wie das heutige Griechenland schaut auch Süditalien mit der Hälfte seines Gesichtes gen Osten. Ja, irgendwie war Süditalien auch Griechenland, durch seine einstmalige Zugehörigkeit zu «Magna Graecia», dem früheren griechischen «Commonwealth», das den südlichen Teil Italiens vor 2500 Jahren kolonisierte.

Ich erwartete auch Primitivität in materiellen Dingen. Doch da war ja das Meer, die Sonne. Ich brauchte keinen Luxus... Trotzdem erschrak ich zuerst, als ich in meinen alten Bungalow in Catona eintrat: Denn ich fühlte mich wie nach China zurückversetzt. Eine Couch, ein Tisch, ein winziger Wandschrank, ein Stuhl! Ein Raum, kleiner noch als mein Zimmer von Tschungking. Aber die Dusche bot jeden Komfort, und in der kleinen Küche funktionierte alles tapferlos.

Und dann war da noch eine Überraschung, die alles überstrahlen sollte: eine Schweizerin voller Wärme und Interesse, eine Frau, die eine faszinierende Arbeit verrichtete, die denken konnte – und reden – so spannend, daß man darüber alles andere vergaß.

Hier haben Schweizer die Gelegenheit wahrgenommen, in Europa Pionierarbeit zu leisten. Und sie wollten nicht nur etwas tun, sondern ihr Tun mit Verstehen unterbauen. Ich habe mit Frau Lilie Rickenbacher-Steiner, die jetzt seit kurzer Zeit Witwe ist und das «Centro Svizzero» allein leitet, viele Gespräche gehabt. Ich versuche im folgenden, das wesentliche ihres Erlebnisses des Aufbaus wiederzugeben, wie sie es mir erzählt hat.

M. G.

Als mein Mann und ich hier in Kalabrien das Centro Svizzero gründeten, mußten wir zuerst einmal das süße Wasser aus der Erde holen. Wir taten das mit unsren

eigenen Händen. Am nackten Strand von Catona standen wir zwei – hier, an der Meerenge von Messina, mit der Insel Sizilien so fast handgreiflich nahe vor uns – und gruben, gruben...

Manchmal schauten wir hinaus aufs Meer, das sich in der Meerenge wie ein Strom bewegt – und freuten uns. In meiner Jugend, in St. Moritz, hatte ich von der Scylla und Charybdis gelesen, davon geträumt. Und jetzt waren wir hier, auf dem uralten geschichtlichen Boden und gruben nach Süßwasser, um an diesem stillen, unbewohnten Strand etwas aufzubauen. Etwas, was uns vorschwebte und was uns notwendig schien. Nicht für uns. Nicht um viel Geld zu machen. Freudig arbeiteten wir – und schwitzten dabei wie kalabresische Arbeiter. Ja, wir waren Arbeiter...

Bestaunt wie Marsmenschen

Doch nicht zwei einsame Arbeiter an einem öden Strand, denn zahllose Leute standen um uns herum. Sie waren erstaunt. Von weither, aus den fernsten Dörfern, kamen die Bauern und die Erdarbeiter, um uns zuzusehen, wie wir Erdarbeit taten, schufteten. Jeden Tag kamen neue Gesichter. Wir waren für die Kalabresen eine Sehenswürdigkeit!

Und das vor erst neun Jahren – denn es ist ja noch gar nicht so lange her, daß ich hier herunterkam mit meinem Mann. Es hatte sich eben herumgesprochen, da sei ein Akademiker, ein Dottore, ein Avvocato, mit seiner Frau hergekommen, und diese zwei müßten doch sicherlich wohlhabende Leute sein, denn es seien Svizzeri. Und diese zwei schaufelten Erde mit ihren bleichen Händen! Und lachten noch dazu! Und sie redeten mit den Leuten, die ihnen zuschauten, wie mit ihresgleichen.

Wie ungewöhnlich: Statt daß der Signore, der «Höherstehende», dem kleinen Mann bei der Arbeit zuschaut, guckte der Arbeiter den «Signori» zu, wie sie «niedrige Arbeit» taten! Was mochte sie wohl dazu bewegen? Niemand zwang sie. In Kalabrien hatte man noch nie gesehen, daß ein Si-

gnore eine Schaufel freiwillig in die Hand nahm. Erdarbeit entehrt.

Unser Plan

Mein Mann und ich hatten, nachdem wir vorher im Andragogium in Ronco ob Ascona mitgeholfen hatten, die Gründung eines solchen Hochschul-Feriendorfes in Catona geplant.

Das würde uns zweierlei ermöglichen: Erstens müden Menschen aus dem Norden körperliche Entspannung und geistige Erfrischung anzubieten, also Ferien ganz besonderer Art zu organisieren, und zweitens gleichzeitig Schweizergeist zu exportieren. Sozusagen.

Der Anfang war schon ganz nach unserm Sinn gewesen: Wir hatten Erstaunen erregt und Freundschaft geschlossen. Wir hatten in der Nähe der Provinzhauptstadt Reggio Calabria und unweit von Villa San Giovanni, dem Überfahrtshafen nach Messina, genug freien Boden am Strand gefunden, um unsere Pläne auszuführen. Wir waren hier in Catona eigentlich mitten im Herzen einer hochinteressanten Gegend. Überall hin konnte man leicht gelangen. Ferner war es ganz eindeutig, daß hier etwas benötigt wurde. Es gab in Catona und Umgebung kein Hotel, nicht einmal ein Restaurant! Obwohl es hier so schön ist.

Ja – noch heute ist Kalabrien genauso Entwicklungsland wie vor acht Jahren! Warum? Weil der Kalabrese im allgemeinen keinen Mut hat, etwas zu unternehmen, zu riskieren. Die Erfahrung durch die Jahrhunderte hat hier dem Armen Entmutigung eingeimpft. Hat der Kalabrese aber Geld, zieht er es vor, nicht ganz von vorne anfangen zu müssen, und geht höher hinauf, gegen den entwickelteren Teil Italiens, wo ihm mehr Profit sicher ist.

Wir als Außenseiter waren weder von der einen noch der andern Seite her beeinflußt. Mühsam, mit schwerer Arbeit, haben wir dieses Unternehmen aufgebaut. Aber es lag der ganzen Planung ein beglückender Unternehmungsgeist zugrunde. Wir bauten alles selbst: ein Bungalow, ein Häuschen am andern, jedes ein wenig an-

Catona - ein

Aufgezeichnet und bearbeitet
von Margrit Gantenbein

ders, einen Garten nach dem andern, Sträßchen, Brunnen, Wege, die Pergola zum Essen, hier das Zentralhaus mit seinen Sälen, dem Vortragssaal, dem Schlechtwetter-Eß-Saal und dem Restaurant mit Bar. Ich habe gleichsam einen Hang zum Primitiven, zum Erdnahen. Das Notwendigste, heißes Wasser, Duschen, Steckkontakte, das muß her, und es soll alles funktionieren, zuverlässig sein.

In dieser Einfachheit verstanden uns unsere neuen Freunde, die Kalabresen ausgezeichnet. Der Lebensstil der Menschen hier unten ist ja lapidar. Anderseits sehnt man sich nach mehr Zivilisation. Das Centro Svizzero scheint mir ganz in das Milieu zu passen, und ich freue mich immer, wie verwöhlte Gäste, die manchmal hierher kommen, die Primitivität bei mir nicht nur akzeptieren, sondern nach ein paar Tagen lieben lernen. Nach ein paar Wochen wollen sie nicht mehr weg!

Direkte Methoden sind gegen die Tradition

In bezug auf Bau- und Lebensstil fürs Centro verstanden wir uns also immer alle ausgezeichnet. Aber...

Da ist zum Beispiel unser Barman und Chef des Restaurants Rosario, ein älterer Mann. Er ist wie einige andere seit dem Anfang bei mir und war stets wie ein Bruder für mich. Aber wenn ich in frontaler Attacke auf meine Ziele zusteuerte, bekam er Angst. Ebenso andere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und außenstehende Freunde. Sie warnten meinen Mann und mich jeweilen – und haben uns damit oft viel geholfen.

Doch oft konnten wir ihre «traditionellen Methoden» nicht mitmachen. Eines der wichtigsten Beispiele war: daß wir ohne schriftliche Bewilligung bauten! In Italien ist «das Papier» außerordentlich wichtig. «Das Papier» ist die staatliche Erlaubnis, was mündlich abgemacht ist, wirklich auszuführen. Doch kann es jahrelang gehen, bis man «das Papier» bekommt.

Wir also waren aufgefordert, ja sogar angefeuert von den Einwohnern



«Mama Lillie»

und den Behörden, unser Vorhaben auszuführen. Aber «das Papier» hatten wir nicht, als wir nach Wasser zu graben und die Bungalows zu bauen begannen. Man hatte uns eine mündliche Erlaubnis gegeben, die schriftliche für später versprochen, und wir wollten nichts «unter dem Tisch» unternehmen. Wir wußten genau, daß wir diese Haltung vielleicht eines Tages würden büßen müssen. Aber dann würden wir eben wieder auf unsere Art kämpfen.

Ich will hier kein Werturteil fällen. «Abmachungen privater Art» sind in Entwicklungsländern sehr oft die einzige Möglichkeit für einen schwer unterbezahlten Familienvater, für seine Familie das lebensnotwendige Geld aufzubringen. (Deshalb versteht man zum Beispiel in Vietnam, Thailand, den meisten afrikanischen Staaten gar nicht, wenn wir von «Bestechung» reden und darüber eine große Geschichte machen, mit Ausnahme von Ländern, wo die Führer eine strenge christliche Moral vorleben. Das ist eine Hauptschwierigkeit aller Entwicklungshilfe. M. G.) Man muß zuerst gegen das kämpfen, was zu solchen Zuständen führt. Südtalien befindet sich da in einem Übergang.

Was diesen besonderen Fall anbelangt: Unser dickes Ende kam dann noch! Nachdem wir die schriftliche Baubewilligung einfach jahrelang nicht erhalten hatten, obwohl die Behörden für die Sache waren. Darüber später!

Nun, wenn wir auf solche Widerstände stießen, halfen uns unsere Freunde wieder, indem sie uns die Einflüsse und Motive hinter den Kulissen darlegten. Anderseits sahen sie, daß wir mit unseren furchtlosen Methoden auch Erfolg hatten. Sie verloren langsam ihre tief sitzende, gleichsam jahrhundertealte Angst. Heute gehen alle, die von jener Anfangszeit her noch bei mir sind, durch dick und dünn mit mir. Ja, sie gehen manchmal selber wie die «Svizzeri» vor. Sie und manche, die es ihnen abgucken.

Toleranz und Übereifer

Langsam habe ich mir jetzt angewöhnen müssen, in der Ich-Form zu reden. Mein Mann, der mit so viel Begeisterung mitmachte, dessen wissenschaftliche Vorträge für unsere Volkshochschule so wertvoll waren, ist ja nicht mehr. Er liegt droben, auf dem katholischen Friedhof. Ein katholischer Priester beerdigte ihn, ein wunderbarer Mann, der meinen Gatten ehren und ihn deshalb «protestantisch» beerdigen wollte. Er tat das, so gut er konnte – und wie es so ganz und gar mit meiner tiefsten Überzeugung übereinstimmt, daß wir Menschen, ganz gleich ob katholisch oder reformiert, miteinander vorwärts gehen müssen und jedem seine Überzeugung lassen sollen.

Überhaupt ist der Italiener, im Gegensatz zu einer häufig gehörten Mei-

nung, was die Toleranz anbelangt, vorbildlich. Ausnahmen gibt es. Und einmal kam ich mit einem solchen Andersgesinnten in Konflikt. Ich war vom Centro ein paar Tage abwesend gewesen, bei meinem Mann im Krankenhaus. Bei der Rückkehr wurde ich bedrückt empfangen.

Es war im Winter. Da kommen keine Touristen, und ich stelle die alten Bungalows seit Jahren den Jünglingen der Technikerschule von Catona zur Verfügung, welche mit dem Geld der «Cassa per il Mezzogiorno», mit römischen Staatszuschüssen also, unterstützt wird. Heute habe ich oft bis vierzig solche Schüler. Ich nehme also diese Jünglinge, die aus armen Familien kommen und deren Hoffnung bedeuten, die technisch begabt sind und von Staats wegen lernen dürfen, nach einem Übereinkommen mit der «Cassa» zu etwa 100 Schweizerfranken pro Person und Monat in Halbpension bei mir auf. Tagsüber gehen sie auf die Technikerschule. Abends arbeiten wir hier im Centro miteinander. Wir organisieren Jugendparlamente, Diskussionsabende, Vortragsserien, machen Musik. Wir haben Gruppen zum Erlernen von Handwerklichem, zum Beispiel Keramik. Und die Jungen lieben das Leben bei mir.

So war ich denn erstaunt, die sonst so fröhlichen Gesichter betrübt zu sehen. Diese jungen Leute nennen mich, wie alle meine Angestellten und wie die Gäste auch, nur ‚Mama Lilie‘. Ich habe sie furchtbar gerne, und ich weiß, sie mögen mich.

Keiner wagte es, den Mund zu öffnen. Es ging eine ganze Weile, bis ich herausfand, was die Jünglinge so bedrückte: Der Pfarrer hatte sie in meiner Abwesenheit überzeugen wollen, unter seine Obhut zu kommen und einen Schlafsaal zu beziehen, den er schon bereit hatte. Als gut katholische Jünglinge sahen sie keinen Ausweg: Der Autorität des Priesters durften sie nicht widerstehen. Anderseits wollten sie bei mir bleiben.

Natürlich verstehe ich sehr gut, daß ein übereifriger Priester für das See-

lenheil von jungen Leuten in protestantischem Milieu fürchten kann. Doch wie dieser Pfarrherr vorgegangen war, das widersprach meinen Prinzipien. Außerdem wollten die Jünglinge ja gar nicht weg. Ich versprach ihnen, mein Möglichstes zu tun.

Der Kampf war nicht leicht. Aber ich siegte. Ein hoher katholischer Würdenträger der Gegend, an den ich mich wandte – ich kann ihn hier nicht nennen –, sorgte dafür, daß ein toleranter Pfarrer herkam. Der andere wurde versetzt. Die Jünglinge kommen noch heute jedes Jahr zu mir. Und sowohl mit dem hohen Herrn als mit dem neuen Pfarrherrn bin ich heute befreundet. Beide kommen mich besuchen und wissen, daß ich meine Pensionäre, was Religion anbelangt, nicht beeinflusse. Ich bin weit und breit die einzige Protestantin hier. Und der hohe Geistliche bekannte sich demonstrativ zu meiner Arbeit. Das finde ich großartig.

«Mißverständnisse»

Ich habe nicht nur Erfolge – aber ich muß sagen, daß alle Schwierigkeiten zuletzt sich immer zugunsten unserer Arbeit lösten. Manchmal schien es mir, als ob Wunder geschähen, wirklich. Wie damals, als uns die Zufahrt, die uns jahrelang offen gestanden hatte, versperrt wurde. Wir mußten täglich die Sperre wegreißen, die täglich wieder aufgestellt wurde, während die Behörden entweder nichts tun wollten oder konnten.

Oft sah es hoffnungslos aus. Bis eine Freundesgruppe, deren Zusammensetzung mir nie bekannt wurde, nachts im stillen die Sperre herunterzureißen begann. Zuletzt ließ man uns widerstandslos passieren. Ja, das Resultat war: Freundschaft mit den Aristokraten nebenan und eine neue, breite Zufahrt, welche Catona bald darauf nach dem Centro hinunter bauen ließ.

Das Schlimmste war, als ein Mächtiger von Catona mit Begleitung bei uns erschien und erklärte, wir müßten einen großen Teil des Centro Sviz-

zero laut Rechtsbeschuß sofort schließen. Es war am Anfang der Saison. Jedes Bett war vornotiert – für den ganzen Sommer.

Die Störfriede bezogen sich auf neue Bestimmungen im Zusammenhang mit der immer noch ausstehenden Baubewilligung. Was steckte dahinter?

Ein wohlhabender Mann hatte, nachdem er unseren Erfolg im Centro beobachtet hatte, ein ähnliches Unternehmen nebenan am Strand begonnen. Ja, eigentlich nicht wirklich ähnlich, denn es war ein Strandbad mit Restaurations- und Barbetrieb. Da der Mann zu sehr auf Profit ausging und sich lediglich auf unser Beispiel stützte, ohne die Mentalität dahinter zu kennen, blieb sein Unternehmen erfolglos. Letzten Sommer mußte er sogar das Restaurant zumachen.

Der arme reiche Mann verstand jedoch nicht, was passiert war. Er dachte einfach, daß wir ihn hinderten und seine Bahn frei würde, wenn wir aus dem Wege geräumt werden könnten. Wäre ich schreckhaft gewesen, ich hätte mich vielleicht einschüchtern lassen. Statt dessen verschickte ich – nachdem ich mich überzeugt hatte, daß der Mann lediglich einen Druck auszuüben versuchte – zwei Telegramme: eines an den Schweizerkonsul nach Neapel, das andere an den Senator aus der Gegend, der in Rom sitzt.

Der Schweizerkonsul ließ mich nicht im Stich. Er kam persönlich. Und auch der Senator machte seinen Einfluß geltend. Dem Mann ließen wir die Möglichkeit, die er uns anbot, um sein Gesicht zu wahren. Es war zuletzt alles zu einem Mißverständnis zusammengezurumpft.

Hunger nach dem zwanzigsten Jahrhundert

Wie es kam, daß wir, mein Mann und ich, zuhause alles stehen ließen und das Verkäufliche losschlügen, um in die Unsicherheit zu ziehen? Wir waren ja nicht mehr jung. Wollten wir spät noch Pioniere werden?

Nun, es begann wie unbeabsichtigt,

nachdem eine Freundin und ich eine Ferienreise nach Kalabrien unternommen hatten. Es war seltsam – als ob ich gefunden hätte, wonach ich suchte. Die Leute waren so lieb zu uns gewesen, so entgegenkommend, so herzlich, und sie schienen mir so arm, so hilfsbedürftig. Alle bestürmten uns: Kommen Sie, bitte kommen Sie zu uns und unternehmen Sie hier etwas! Etwa für uns, etwas, was uns vorwärtsbringt! Die Menschen waren wie von Heißhunger erfüllt. Nach was? Vielleicht hatten sie einfach das Gefühl, sie seien im Kontakt mit uns verbunden mit dem Fortschritt, mit dem zwanzigsten Jahrhundert. Und ich meinte, das, was mir zuhause so zuwider war, der Luxus und die Sattheit, hier unten hinter mir zu lassen.

Ich kann es wohl selber gar nicht so genau beschreiben, was mich so nach dieser Entwicklungsgegend zog. Doch fragte ich meinen Mann, als wir wieder in Ronco ankamen: «Würdest du mit mir nach Südalitalien ziehen?» Und er, ohne auch nur einen Moment zu überlegen, sagte: «Ja, warum nicht.»

Ansteckender Schweizergeist

Ich meine, wir konnten hier ein wenig Pionierarbeit im Schweizersinn leisten. Diese besteht letztlich darin, die Auffassung vorzuleben, daß eigentlich nicht das Nichtstun und das Geld, der Besitz, die Leute zu «Signori» macht. Schon seit längerer Zeit ist es ja dem einfachen Menschen in Südalitalien zum Bewußtsein gekommen, daß nicht jeder «Signore» ein wirklicher «Signore», ein feiner Mann ist, sondern daß seine soziale Stellung ihm die Vorzugsposition in der Gesellschaft gab, kraft deren er kommandiert und die Macht über die weniger Bevorzugten ausübt. Ja, die Großen selber wissen, daß sie daran sind, ihre Stellung zu verlieren. Wir haben lediglich die Möglichkeit, durch unser Beispiel den Prozeß in eine fruchtbare Richtung zu lenken und zu einer Klärung der Gedanken beizutragen. Alle, die mit meinem Mann und mir zusammenkamen, wissen, daß wir jeden als gleichberech-

tigten Menschen betrachteten. Ich anerkenne die Autorität desjenigen, der auf einem Gebiet wirklich überlegen ist.

Natürlich ist es mir klar, daß Kalabrien noch lange Zeit braucht, bis es die Nachwirkungen der Feudalzeit überwunden haben wird. Die Hauptarbeit werden die Süditaliener selber tun müssen – denn Rom hat es mit diesem «Entwicklungsgebiet» und seiner Mentalität sehr schwer. Wenn ein Einzelner noch so viel Mut faßt, so ist er den überwältigenden Umständen gegenüber als Einheimischer doch oft verloren.

Wir als Ausländer mit einer alten diesbezüglichen Tradition haben es viel leichter, der Signori-Mentalität hier unten entgegenzutreten und der Korruption, die auf Schritt und Tritt lauert, sie nicht durch Mitmachen zu unterstützen, sondern auf unserem Recht zu bestehen.

Und wenn wir hier Feste veranstalten, dann gelten unsere Köchin, unsere Gärtner und die Boys von der Bedienung genauso viel wie der Dottore aus Reggio und der Sohn vom Gutsbesitzer nebenan. Sie alle kommen und singen hier und musizieren und tanzen. Ja, auch durch das Zusammensein mit unsern Feriengästen lernen diese Leute, daß wir nicht etwa komische Ausnahmen sind, sondern daß man im Norden im allgemeinen inbezug auf Demokratie schon etwas weiter fortgeschritten ist als in Kalabrien.

Ihre Spontaneität hilft dafür auch uns

Anderseits sind unsere Gäste immer erfrischt von der kalabresischen Art, denn da ist noch alles so echt, spontan und gelebt, nicht gemacht, nicht für den Tourismus zu neuem Leben erweckt wie anderswo. Die Phantasie dieser Leute ist denn auch noch sehr wach.

Daß wir Reisen in Sizilien und Kalabrien mit einführenden Vorträgen unternehmen, liegt auf der Hand. Besonders am Herzen liegt mir indessen der menschliche Kontakt zwischen

Ausländern und Einheimischen jeden Standes. Ich lade jeweilen Akademiker, Künstler und Dorfbewohner, sowie frühere Technikum-Schüler ein, die bei mir wohnten und jetzt in Reggio oder sonstwo arbeiten. Sie bringen ihre Familien mit. Man tanzt die Tarantella. Vor allem improvisiert man Theater.

Oft spielt der alte Chef, an dessen Bar die Worte Stehen «Il sogno di Rosario», Rosario, dessen Lebenstraum sich erfüllt hat, die Hauptrolle. Daneben beteiligen sich etwa Freunde der Köchin, frühere Schüler, ein Journalist usw. Es wird jedesmal ein anderes Stück gespielt. Vorher besprechen sie, was sie aufführen wollen. Dann erfinden sie noch im Spielen. Die Sujets gemahnen oft an eine Pfadi-Produktion. Ein alter Mann schlält auf einer Bank. Ein Bandit sticht ihn ins Herz – doch das Messer bleibt in einem Laib Brot stecken. Banal? Wohl schon. Aber wie das gespielt wird! Da versteht man, weshalb italienische Regisseure Mitwirkende einfach von der Straße und aus den Dörfern holen können. Diese haben keine Hemmungen und spielen sich selbst. In Kalabrien, wo die äußeren Einflüsse noch nicht so negativ wirkten, kann man immer neu erleben. Leider dürfte die geplante Industrialisierung davon manches zerstören.

Manche Einheimische lauschen auch den Vorträgen von Intellektuellen, die aus Reggio und anderen Städten zu mir kommen. Vor allem aber konnte ich den Frauen von Catona und Umgebung beim Zitronenhain einen großen Bungalow bauen lassen. Da können sie, die nie ins Café oder ins Kino gehen, mit ihren Kindern für wenig Geld ihren Nachmittag, besonders den Sonntag bei einer Tasse Kaffee verbringen. Zuhause sind sie hier sonst noch ganz streng gehalten – fast als wären sie Gefangene.

Papagalli

Von Natur aus sind viele der jungen Männer «Papagalli» – machen sich mit Ungestüm an die jungen Mädchen und Frauen heran.

Centro Svizzero

Die jungen Mädchen hier dürfen vor der Ehe kein Abenteuer haben. Während der Verlobungszeit wird nicht einmal geküßt – jedenfalls wird es nicht Dritten gegenüber eingestanden. Und es reizt die jungen Männer hier unten, die freieren Frauen aus dem Norden zu treffen, besonders junge Mädchen, die schon emanzipiert sind. Sicher benimmt sich dann mancher anständig und respektvoll, nicht als «Papagei». Viele aber, ob Bauernsöhne oder aus der Stadt, können der Verlockung nicht widerstehen oder glauben doch, so tun zu müssen.

Habe ich junge Ausländerinnen einzeln oder in Gruppen hier, ist es wirklich schrecklich, wie wir belauert und belagert werden. Die meisten jungen Einheimischen suchen ein Abenteuer. Manche wollen sogar heiraten. Sie finden, unsere Mädchen seien viel unterhaltender als die weniger geschulten aus Kalabrien.

Jedenfalls liebe ich es deshalb nicht, wenn junge Damen ohne eigene Begleiter zu uns kommen, die sie beschützen können. Ich glaube aber, daß die freie Art unserer Jungen, miteinander zu reisen und zu verkehren, die gegenseitige Achtung, die sie sich bezeugen, bei vielen Einheimischen einen starken Eindruck hinterlassen haben. Ich höre nicht nur von jungen Männern, sie wollten eine ausländische Frau, sondern junge Mädchen von hier sagen mir, sie möchten frei werden wie die aus dem Norden.

Auf den Reisen begleitet Fräulein Sturzenegger unsere Gäste. Sie ist eine Schweizer Malerin und verbringt alle ihre Sommer bei uns unten. Die Polizei von Catona, welche sich für die junge Dame, die viel allein spazieren geht, verantwortlich fühlt, hat ihr einen jungen Polizeihund geschenkt, der sie auf ihren Wanderun-

gen und in ihrem Bungalow zu beschützen hat. Und der läßt nicht einmal die Polizei heran!

Wo das Gemeinschaftsgefühl aufhört

Schlimm steht es hier natürlich noch in manchen Dingen. Die Müllabfuhr zum Beispiel existiert einfach nicht. Der Schmutz sammelt sich haufenweise an.

Die Leute haben kein Verantwortungsgefühl der Öffentlichkeit gegenüber. Aber sie wissen auch nicht, was Ordnung und Hygiene ist. Ich würde zum Beispiel gerne einige Bungalows abzweigen und die notwendige Müllverbrennung auch für die andern organisieren, wenn sich die Kosten dekken ließen.

Danilo Dolci haben wir hier noch keinen. Auch in Sizilien gibt es schließlich nur einen – er kam von auswärts, um ein Beispiel zu geben, wie der Mensch für den Nächsten da sein sollte. Unser Fräulein Sturzenegger besucht ihn manchmal. Er wird so bekämpft, wie man es nur verstehen kann, wenn man die Mentalität der oberen Klassen in Entwicklungsländern kennt. Er ist für jene, die um ihre Position und ihren Einfluß bangen, ein Todfeind. Genau so ginge es einem «Dolci» auch in Kalabrien.

Wenn die Touristen aus Sizilien zurückkommen, sagen sie: «Die Sizilianer sind faul!» Und falls sie einmal in ein zurückgebliebenes süditalienisches Gebiet geraten, verkünden sie dasselbe: «Die arbeiten nur gerade so viel, wie es notwendig ist, um zu existieren. Nachher setzen sie sich in die Sonne und sagen: «Genug für heute!»

Ja. Aber sie sind nur entmutigt, mehr als nötig zu arbeiten. Weil die Arbeitsmethoden vorsintflutlich sind. Weil jede Verbesserung sich an tausend Widerständen zerreiht, weil gute Arbeiten und Produkte aus staatlichen Schulen zum Beispiel wegen der Interessen, die dadurch berührt werden könnten, zerstört werden müssen, statt daß sie im Lande draußen bahnbrechend wirkten. Weil man die Leute immer wieder um die Früchte ihrer

Arbeit betrog, auf irgendeine Art. Der Arme ist in seiner Grundeinstellung auch nicht anders als der Reiche. Ein ehemals Unbemittelter, der es – trotz allem – zuletzt zu etwas brachte, wird genauso hart und rücksichtslos gegen unten wie jener. Ohne Werturteile alles zu betrachten, sondern geschichtlich, das allein kann helfen. Vielleicht kann man dann am ehesten im Einzelfall ein klein wenig ändern.

Unromantische Träume

Um zurückzukommen auf die Müllabfuhr: Man denkt nicht daran, der Bevölkerung diesen Dienst zu erweisen, weil es einfach nicht üblich ist, etwas zu unternehmen, ohne private Interessen zu verfolgen. Und mich würde das locken, zu beweisen, daß man sogar Geld verdienen könnte mit moderner Müllverwertung. Das würde dann weiterum Wellen schlagen.

Zusammen mit abkömmlichen, erfahrenen Schweizer Spezialisten ließe sich das organisieren, und manches andere: zum Beispiel eine ganz moderne, großangelegte Musterfarm, welche die Kalabresen lehren würde, mit modernen Arbeitsgeräten und Kunstdünger umzugehen, die Samen richtig zu wählen und die Absatzmöglichkeiten zu planen. Ich fuhr sogar in die Umgebung, schaute mich nach Land um. Es wäre da.

Es ist viel wert, im kleinen zu wirken. Wenn ich nur schon bedenke, was sich alles ergab, weil stets ein Wort ein Wort war, wenn es vom Centro kam. Dann bin ich mit dem Erreichten zufrieden.

Doch dann denke ich wieder, daß ich seit dem Tod meines Mannes hier in eine matriarchalische Stellung hineinrutschte, weil schließlich jemand regieren muß. Ich würde aber gerne in einem Team arbeiten, ähnlich wie es im Andragogium im Tessin war. Auch ist die St. Moritzerin stark geblieben in mir, und die ist gewohnt, von den Berggipfeln weit ins Land zu schauen. Ich möchte, daß in Kalabrien ein Unternehmen sei, das von schweizerischen Impulsen belebt, kräftig in die Welt hinaus wirkt.

Vier Photos

Thema: Rast und Hast

Photographen: Candid Lang (1/2), H. Camenzind, W. Gasché